

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 34 (1930-1931)

Heft: 9

Artikel: Neunzehn und fünfundvierzig

Autor: Baltinester, Wilhelmine

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

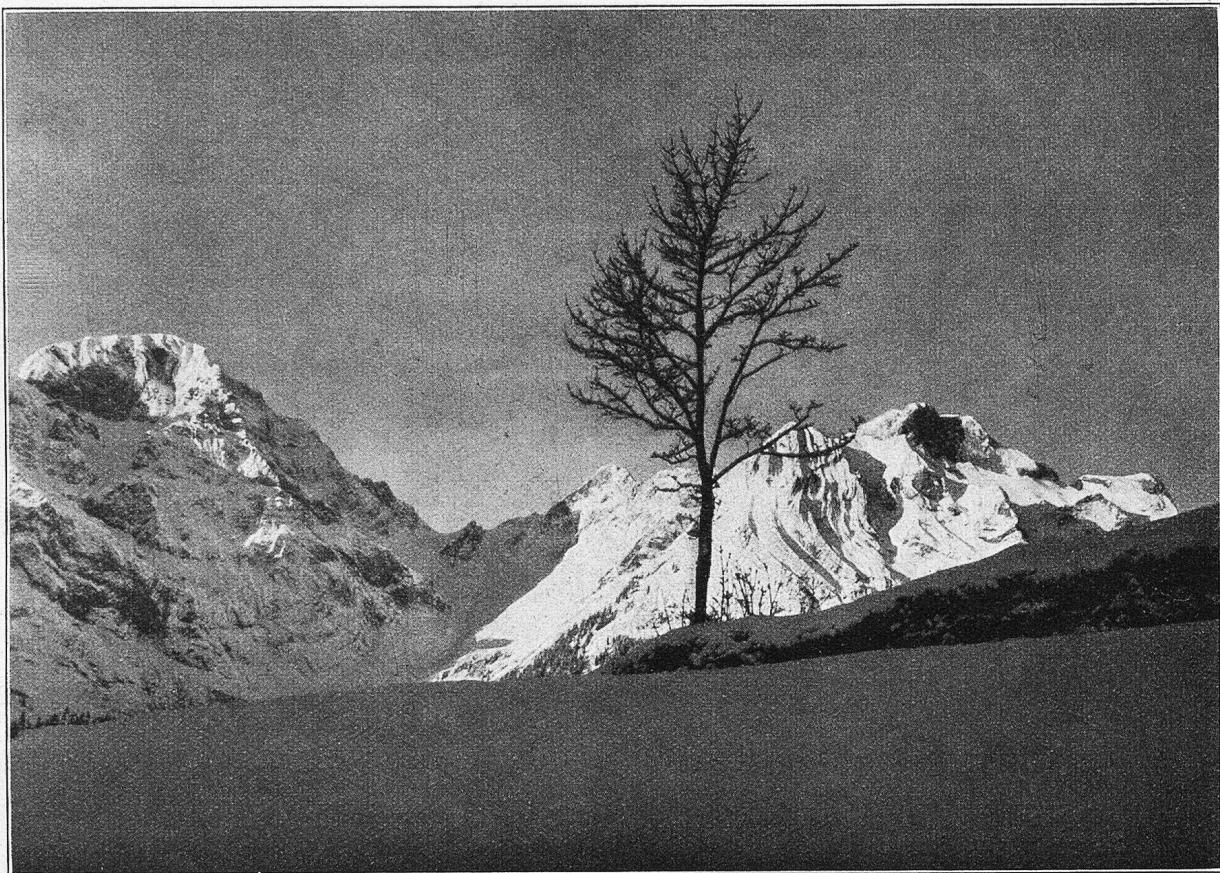
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Engelberg. Einsame Winterwelt.

Phot. A. Meuser, Engelberg.

Zwei besondere Jubiläums-Sportwochen zeichnen diesen Winter aus, eine im Januar und eine im Februar. So begeht Engelberg würdig das silberne Jubiläum des weißen Sports.

Engelberg, einst ein Klosterlein am Bergfuß, von Mauern im Geviert umgrenzt, zwei Dutzend Häuschen rings umher, verloren und

einzelne hinaufgestellt in die Waidhänge, zwischen Wald und Felsengestein, heute eine kleine Bergstadt mit modernen Hotels mit blanken Eisfeldern, steilen Schlittbahnen, eisigen Bobbahnen und pulverigen Skifeldern. Wie rasch fließt die Zeit, auch in diesem reizenden Alpentale!

Dr. J. Heß.

Neunzehn und fünfundvierzig.

Von Wilhelmine Balthinester.

Das junge Mädchen saß und ließ sich die schmeichelnden Lieblosungen des leicht ergrauten Herrn gefallen. Er sah, daß es ein ruhiges Dulden war, kein seliges Hinnehmen, daß keine ihrer Bewegungen eine kleine Erwiderung seiner Liebe war. Sie war neunzehn und er fünfundvierzig.

Ob ich nicht doch zu alt bin für sie? ging es ihm quälend durchs Herz. Nein, er gab nicht nach, er hatte sie nicht gezwungen, ihm ja zu sagen, hatte ein ganzes Jahr still geworben und sich gefügt, als sie ihm für Liebe nur Kamerad-

schaft anbot, weil er lächelnd dachte: Vorläufig! Nach der Hochzeit wird sie anders werden.

Nun waren noch drei Tage bis zur Trauung, die Schiffskarten für die Hochzeitsreise waren bestellt, und in der kleinen Witwenwohnung der Brautmutter standen die Koffer gepackt.

„Alice“, sagte er leise und legte seine Wange an die ihre, „ich glaube, du bist Schnee, der nicht schmelzen kann.“

Sie hob die Wimpern und sah ihn an.

„Ich weiß nicht, Sno.“

„Ich hab' dich gern, Alice, wie jeder Mann

ein schönes Mädchen gern hat, nicht uneigen-
nützig. Ich will, daß du mich auch gern hast,
wenn es anfangs auch nur ganz wenig ist!"

Sie schwieg.

„Sonst...“, fing er an und verstummte wieder.

„Sonst?“ fragte sie schnell und sah ihm fest in die Augen.

Er sagte es nicht.

Aber sie wußte, was er meinte, und atmete leise auf. Er war lieb und nett, ein wenig traurig und ein wenig unglücklich durch harte Lebenserfahrungen, und er war gewiß der Mann nach dem Herzen mancher Frau. Aber sie stand am Beginn des Frauenlebens und hatte sich ihren Gefährten nicht mit weißgesprenkeltem Haar und einer kleinen, wenn auch nicht nennenswerten, aber doch hervorstechenden Wohlbeleibtheit gedacht.

„Möchtest du frei sein, Alice?“

Sie schrak zusammen und dachte an ihre Mutter, die seit achtzehn Jahren Witwe war und nun, da ihre einzige Tochter so reich heiraten sollte, ein schönes Ziel für ihre Wünsche sah. Sie dachte an die Schreibmaschine, auf der sie selbst geklappt hatte, seit sie sechzehn war, und auf der sie sicherlich noch viele Jahre oder gar Jahrzehnte klappern mußte, wenn sie dieses sogenannte Glück ausschlug.

„Alice!“

Ein Kuß erstickte alle Fragen und Grübeleien. Ein Kuß kann viel, er vergiftet mitunter den Verstand, er ist wie Rauschgift; aber er besiegelt.

*

Wie ein dichtgewebtes, goldenes Riesennetz lag der Sonnenschein auf dem Deck des leise gleitenden Schiffes. Zwei grundverschiedene Hände ruhten in enger Nachbarschaft auf den Armlehnen zweier dicht nebeneinander stehenden Liegestühle:

Alice hatte eiskalte Finger, und ihr Mann liebkoste sie mit seiner warmen, braunen Hand. Er wollte immer wieder hören, ob sie glücklich sei. Sie nickte höflich, aber es war eben nichts als Höflichkeit in diesem Nicken. Er war hübsch und elegant. Die Frauen sahen ihn an, das stand fest, man konnte stolz sein auf ihn. Alice redete sich immer vor, wie klug und gütig er sei und wie aufmerksam, und daß nun alle Sorgen ein Ende hätten und alle Abhängigkeit vom dürfstigen Berufe aufgehört habe und daß

Mutter sagte, so ein Glück sei ganz selten. Merkwürdig, daß man nicht über jedes Glück glücklich sein kann...

„Was grübelst du, Alice?“

Ja, richtig, er saß ja neben ihr, man gehörte nun nicht mehr sich selbst und mußte Rechenschaft geben für jeden tieferen Atemzug. War er verstimmt? Sie hatte noch nie dieses Düstere in seinen Augen gesehen. Oder ja, doch einmal! Als er ihr von seinen trüben Erfahrungen gesprochen hatte und traurig geworden war. Damals hatte sie wie ein gutes Kind die Hand gehoben und ihm das Haar gestreichelt; er hatte ihre Hand erhascht und gleich behalten. Sie hätte es nicht tun sollen, damals... So gut und warm legte sich ihr die Sonne jetzt aufs Gesicht. Sie fühlte, wie es trotzdem blaß war.

„Alice, hast du einen Wunsch?“

Er war doch wirklich gut. Sie zwang sich, ihn anzulächeln. Er war so glücklich, wenn sie ein bißchen weich und gut zu ihm war. Sollte das so gehen, alle Jahre, die noch kommen würden? Wie alt konnte ein Mensch eigentlich werden? Siezig vielleicht. Also mehr als ein Viertel Jahrhundert noch heucheln müssen.

„Ist dir kalt, daß du dich schüttelst?“

„Ja.“

Er sprang auf und brachte ihr Decken, in die er sie sorgsam hüllte.

Sie lag still und ließ die Augen geschlossen. Er schob seinen Liegestuhl so, daß er den ihren vor sich hatte, legte das Fußstück weg, saß vornübergebeugt und betrachtete seine Frau. Die kleinen schmalen Wangen und die Trauer in dem zarten Gesicht hatten etwas Rührendes.

Sein Blick verdüsterte sich. Er dachte: Da bindet man einen Menschen an sich, bindet sich selbst und bindet sich gern. Und der andere wird unglücklich dadurch, obwohl man bereit ist, ihm den Himmel auf Erden zu bereiten.

Ein Passagier ging vorbei, ließ sein Buch fallen, bückte sich und sagte entschuldigend: „Hoffentlich habe ich Ihr Fräulein Tochter nicht gestört!“

Indo fuhr sich über das graugeprenkelte Haar. Fräulein Tochter? Ach so...

Bis die Sonne unterging, lag Alice.

In der ersten Kühle hob sie die Lider. Sie hatte nur leise geschlummert und sich von Schiff und Ruhe wiegen lassen wie ein müdes Kind.

Es war niemand in der Nähe, sie waren allein, Aug' in Aug'.

„Alice, gib mir jetzt eine aufrichtige Antwort. Ich bin bereit, dir einen Wunsch, den du noch nicht ausgesprochen hast, zu erfüllen. Willst du, daß wir bei der nächsten Landung aussteigen, heimfahren und — die Scheidung einleiten lassen?“

Einen Augenblick lang blinzelte sie verständnislos, dann ging ein jähes Leuchten über ihr

kleines Gesicht, das unter dieser Freude ein Kindergesicht wurde. Sie sprang auf und warf die Arme um seinen Hals, um ihn stürmisch und dankbar zu küssen. Ahnungsloses, grausames Kind! So innig und freiwillig hatte sie ihn noch nie geküßt.

Er hielt mit festgeschlossenen Lippen stand.

Es wurde rauh auf Deck, und Schatten kamen übers abendernste Meer.

Die Grausamkeit der Güte.

Von Frank Crane.

Freie Übertragung von Max Hayel.

Wir beunruhigen und schädigen unser Leben durch Ansprüche und Forderungen, die unserer Güte entspringen und doch nur eine feinste Spielart von Selbstsucht sind. Wir lassen zu, daß unsere besten Überzeugungen unsere Seelen ermüden und abnützen. In der Tragödie des Menschen ist dies ein höchst seltsames und verhängnisvolles Element.

Wieviel Elend schaffen wir beispielsweise durch unsere absurden Forderungen an die Menschen, mit denen wir leben!

Unsere Freunde sind nicht so, wie wir wünschen, daß sie seien! Das verstimmt uns. An unseren Freunden uns zu freuen, wie sie sind, das treffen wir nicht. Also verlieren wir sie. Denn wir wollen nicht verstimmt und verletzt werden.

Eine Mutter hat bestimmte Vorstellungen von ihren Kindern. Die Kinder sollen diesen Vorstellungen gleichen oder ihnen doch möglichst nahekommen. Kinder sind aber neue, besondere Menschen, Kinder sind Individualitäten mit eigenen Lebensgesetzen. Also entfremdet sich die Mutter den Kindern und die Kinder entfremden sich der Mutter.

Was sind die Ursachen des Mißlingens und der Zerstörung so vieler Ehen? Vorstellungen! Jeder Teil will den andern Teil anders haben als er ist. Es fehlt der Sinn für Wirklichkeit. (Ein Sinn übrigens, der den meisten Menschen fehlt.)

Wenn Eltern Überzeugungen nicht loswerden und sich mit ihren Kindern, wie diese Kinder nun einmal sind, nicht abfinden können, dann lernen diese Kinder sehr rasch, den Eltern aus dem Wege zu gehen, dann wird aus der Mitteilsamkeit der Kinder Verschwiegenheit der Kinder. Dann beginnt das „Auseinanderleben“.

Und dann ist dem Kinde bald kein Mensch mehr so fern wie der eigene Vater oder die eigene Mutter, die das Kind mit Regeln und Grundsätzen nutzlos drangsalieren.

Das Kind freundet sich mit Straßenjungen an und läuft seiner Mutter davon, weil das menschliche Herz nach der Berührung mit Menschen verlangt und von abstrakter Tugend nicht leben kann.

Gewiß gibt es auch schöne Ausnahmen. Väter und Mütter nämlich, die demütigen Herzens sind und ihre Kinder wie Wunder Gottes studieren. Väter und Mütter, die nicht daran denken, ihre Kinder zu maßregeln, als ob diese Kinder erwachsene Verbrecher wären. Aber im allgemeinen bieten Eltern ihren Kindern nur ihre Überzeugungen dar und nicht sich selbst. Der Irrtum wurzelt in einem sehr begreiflichen Wunsche: die Eltern wollen das Kind vollkommener und wohlgeratener finden als sich selbst.

Grausamkeit und Lieblosigkeit in der Familie röhren ja meist von dem Wunsche her, die Menschen, die wir lieben, schätzenswerter zu wissen als uns selbst. Wie wir denn überhaupt alle Tugenden, die uns fehlen, am Nächsten entdecken wollen.

Wenn junge Leute sich verlieben, wollen sie alles voneinander wissen. Wo echte Liebe ist, ist Aufrichtigkeit. Wo eine Seele eine andere berührt, ist Wahrheit.

In der Ehe hört der Liebhaber auf, sich selbst darzubringen. Er wird gerne Theoretiker und rückt mit seinem „Glauben“, seinem „Ideal“ und seinen Begriffen von dem, was ihm recht und richtig dünkt, flagend und anklagend an. Das ist hartes Brot nach zartem Biskuit. Die Frau muß es leiden.

Kein Mensch vermag dem Vorstellungsbilde